№ 81. Der 1839.

Breslauer Beobachter.

Ein unterhaltendes Blatt für alle Stände,
als Ergänzung zum Breslauer Erzähler.

Sonnabend, den 6. Juli. Fünfter Jahrgang.

Redaktion und Expedition: Buchhandlung von Heinrich Richter, Ring Nr. 51, im halben Mond.

Folgende **nicht angenommene** Stadtbriefe:

1) An Herrn F. Kriegermann, am 4. d. M. zur Post gegeben,
2) An Frau Amtmann Richter, Tannen-Gasse Nro. 4, am 4. d. M. zur Post gegeben,

können zurückgefordert werden.

Breslau, den 5. Juli 1839.

Stadt-Post-Expedition.

Historische Skizzen aus Schlesiens Vorzeit.

Mathilde Seldner aus Breslau.

(Eine wahre Geschichte.)

Wenn man vor hundert und etlichen Jahren die Namen Franz Seldner und Mathilde Seldner in Breslau nannte, so nannte man den reichsten Kaufmann, den es gab, und das schönste Mädchen, das man sich denken konnte. Vater Seldner war aber nicht blos reich, und Mathilde nicht blos schön. Die Bildung ihres Geistes und Herzens war zum Theil sein Werk; der frühe Tod seiner Gattin hatte alle seine Sorgfalt und Thätigkeit auf diese einzige Tochter, das Ebenbild ihrer holden Mutter, geleitet.

Soll ichs noch erst sagen, daß sich von allen Seiten Jünglinge und Männer herbeidrängten, um die Hand der schönen Mathilde zu werben? Aber Mathilde fand keinen, den sie lieben konnte, und Vater Seldner war weit entfernt, sie zu einer Verbindung zu zwingen.

Eines Abends saßen sie beide vertraulich beisammen, da erhielt Seldner noch einen Brief von seinem besten Korrespondenten in Mailand.

»Wir bekommen Einquartirung,« sagte er, nachdem er den Brief gelesen hatte, »unser Mailändischer Freund schickt seinen Sohn zu mir, um hier ein Jahr zu verweilen, ich kann seinen Antrag nicht zurückweisen.«

Mathilde erschrack und eine leise Ahnung machte sie erröthen. Die Bedingungen wurden auf beiden Seiten gemacht und angenommen, und der junge Mailänder ward mit Sehnsucht erwartet.

Er kam; aber erlasset mir zu beschreiben, welchen Eindruck er auf Mathilden machte. Ihre Ahnung war nicht leer gewesen, was sie unter den Mädchen war, das war Francesko Barloni unter den Jünglingen. Kein Mädchen von Gefühl konnte ihn sehen, ohne ihn zu lieben.

Francesko'n ging es nicht besser. Er liebte Mathilden von dem ersten Augenblicke an, als er sie erblickt hatte. Es war eine Freude, dieses Paar zu sehn, — Apollo und Venus im höchsten Glanze der Schönheit und des Reizes.

Francesko Barloni war nicht, was sein Name besagte, der Sohn des Mailändischen Korrespondenten, sondern der Prinz von **. Der Herzog von ** hatte es nämlich für gut befunden, während der damaligen Unruhen in Italien, seinen Sohn ins Ausland zu senden. Mehrere Edelleute aus Schlesien, die sich in *** befanden, empfohlen ihm die Hauptstadt ihres Vaterlandes zur Ausflucht, und der Herzog hatte, um desto sicherer zu gehn, den Kaufmann Barloni beredet, den Prinzen als seinen Sohn, als Francesko Barloni auszusenden.

Ich werde kein Wort von Gleichheit, kein Wort von Mesallliancen sprechen. Francesko und Mathilde liebten einander, weiter ist hier nichts zu sagen.

Sie hatten einander Liebe und Treue geschworen, und es fehlte nichts, als die gewöhnliche Ceremonie, sie auf ewig zu verbinden, als auf einmal an den Hofmeister des Prinzen der Befehl vom Herzoge kam, mit ihm nach Hause zu eilen, weil der Prinz zum Besten seines Staates seine Vermählung mit der Fürstin ** vollziehen müsse. Welch ein Schlag für den Abbate, der die Leidenschaft des Prinzen für Mathilden hatte wachsen sehen, ohne dagegen zu wirken!

Der Prinz, das sah er vorher, war gutwillig gewiß nicht zur Reise zu bringen. Er sann also auf eine List. Durch

nachgemachte Briefe vom Herzog ward der Prinz aufgefordert, auf zwei Monate nach Wien zu reisen um dort eine wichtige Angelegenheit seines Hofes zu betreiben. In Wien hoffte der Abbate den Prinzen zu zerstreuen und von seiner Liebe allmählig heilen zu können. Der Prinz konnte nicht ausweichen; nach einem wehmüthigen Abschiede von Mathilden bestieg er den Wagen.

Die bestimmte Zeit war verflossen und der Prinz kam nicht wieder; auch nicht eine entfernte Nachricht beruhigte Mathilden über das Schicksal ihres Francesko. Auch Vater Seldner erhielt keine Auskunft.

Wie heftig Mathilde liebte, zeigte sich jetzt, da sie an Leib und Seele krank, mitten in der herrlichsten Blüthe der Schönheit und Anmuth sichtbar zu welken anfing. Sie war verloren, wenn nicht eine Aussicht, in Kurzem nach Mailand zu reisen, sie wieder belebt hätte. Die verwittwete Herzogin von Liegnitz machte eine Reise dorthin, und bat Seldnern, ihr seine Tochter zur Begleiterin zu überlassen.

Ihn wiederzusehen, ihren Francesko —

Ach nur getrennte Geliebte
Können den Wonnegedanken versteh'n!

Die Reise ging glücklich, und Mathilde kam in Mailand an. Ihr erster Gang war ins Haus des Kaufmann Barloni. »Er läßt sich nicht sprechen,« sagte sein Bedienter, »er ist zu traurig: sein einziger Sohn Francesko hat sich erschossen und ist heute begraben worden.

(Fortsetzung folgt.)

Beobachtungen.

Nachtwächter Kilians Geheimnisse.

(Fortsetzung.)

Den 18. Januar. Endlich war es doch einmal Winter geworden, das empfand Niemand lebhafter, als ich Nachtwächter Kilian. Das war eine grimmige, stürmische Winternacht, seufzte ich für mich, als ich, wie die Glocke vier schlug, durch die Straßen watete. Mit Recht kann ich sagen: watete, denn um halb 11 Uhr in dieser Nacht hatte es angefangen, in so dichten und dicken Flocken Schnee zu werfen, daß jetzt um vier die Straßen schon beinahe eine Elle hoch damit bedeckt sein konnten. Seufzend über mein trauriges Amt, knetete ich daher, und kam bis zu dem Hause des Herrn Stadtraths Kreuzvogel. Inwendig hörte ich ein vernehmliches Flüstern, ein Ach- und Oh-Gestöhn, und ich vermuthete, was sehr natürlich war, irgend einen Unglücksfall. Durch meine, dem lieben Leser schon bekannten Geheimnisse etwas vorsichtiger gemacht, wollte ich nicht sogleich in das Haus stürmen, sondern begnügte mich, vor demselben stehen zu bleiben, um mich erst genauer von der Sache zu unterrichten. Wohl vernahm ich deutlich, daß Worte gewechselt wurden, aber den Zusammenhang konnte ich nicht fassen. Endlich wurde die Thüre aufgeriegelt; ich drückte mich in einen Winkel, um kein Störer zu sein. Mit einem Ton des Schreckens sagte eine weibliche Stimme, die ich sehr wohl kannte, und die dem Fräulein von Zähring, welche gegenüber wohnte, angehörte.

»O, mein Julius! Sieh, so bestraft sich eine Thorheit augenblicklich! Der Weg ist so dicht mit Schnee belegt, daß ich nicht nach Hause kommen kann, ohne durch die durchnäßten Strümpfe und Schuhe verrathen zu werden, nicht zu gedenken der Krankheiten, die ich mir durch eine solche plötzliche Erkältung zuziehen kann.«

»Nennen Sie es keine Strafe,« entgegnete Julius Kreuzvogel, der Sohn des Stadtraths, ein hübscher junger Mann von 20 Jahren, der auf der Universität die Rechte, wie sie's nennen, studirt, — »dieser Unfall giebt mir Gelegenheit, Ihnen noch deutlicher meine unveränderliche Liebe zu beweisen.«

Sie. Wie wäre es möglich, daß ich, ohne verrathen zu werden, nach Hause käme?

Er. Ist Ihnen die Geschichte der hochherzigen Tochter Carls des Großen, Emma, und des Schreibers ihres Vaters, Eginhard, völlig unbekannt? Wir wollen die Scene umkehren. Ich trage Sie durch den Schnee.

Sie. Nein, lieber Julius! Das könnte das Uebel ärger machen! Mein Bräutigam ist bei uns, wie ich Ihnen schon gestern sagte, über Nacht, und wähnt mich in meinem Kämmerlein. Wie nun, wenn ihn ein plötzliches Liebesfieber angewandelt, und er, um sich abzukühlen, aufgestanden wäre, und, wie weiland Karl der Große, im Fenster läge? — Sein Schlafzimmer ist nach der Straße zu. Was meinen Sie, mein rüstiger Herr Liebesritter, wie ihm diese Cavalcade behagen würde?

Er. Erstens kenn' ich ihn nicht als einen solchen Frühauf, und zweitens deck' ich über Ihren schönen Nacken ein langes Tuch, das uns beide bis zu dem Fuße verhüllt. Sollte er uns dann ja auch sehen, so vermuthet er unter dieser Mummerei Niemand weniger, als Sie, hält uns für ein riesenhaftes Gespenst, das eben den letzten Gang durch die Stadt macht, eh' der Morgen graut, und kriecht furchtsam wieder in die Federn.

Sie. Wohlan, es sei! Es bleibt kein andrer Ausweg, als meine erste Verwirrung durch die zweite gut zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Redensart: „Ich habe viel Feinde.“

Man wird gemeiniglich finden, daß die Leute, die so viel von Feinden reden, entweder Schwachköpfe sind, die nicht wissen, was ein Feind sagen wolle; oder Boshafte, welche nach ihrem Herzen Andre beurtheilen.

Wer glauben kann, daß er von vielen Andern geflissentlich und lange verfolgt werde, muß sich für eine sehr wichtige Person halten. Um von Menschen angefeindet zu werden, muß man ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, und das größte Glück, das größte Verdienst im Privatstande erweckt diese Aufmerksamkeit nur auf eine Zeitlang, und nur bei einer eingeschränkten Anzahl. Die beständige Verehrung oder der unaus-

löschliche Haß der Menge bleibt nur Denen gewidmet, mit welchen sie beständig beschäftigt ist; d. h. Denen, von welchen ihr Schicksal abhängt. Der Antheil aller Uebrigen ist zuletzt, vergessen zu werden. Wie war es also möglich, daß ein Beobachter der Menschen, wie Rousseau, eine ganze Nation, ein ganzes Zeitalter gegen sich verschworen glaubte? Diese Verirrung ist einem Manne, der eine Zeit lang wirklich und heftig verfolgt worden ist, vielleicht zu verzeihen; sie verdient als das größte Unglück, welches ihm widerfahren konnte, Mitleiden; aber sie ist auch ein warnendes Beispiel für Alle, die den Versuchungen zur Eitelkeit durch das Bewußtsein höherer Talente oder durch die Bewunderung ihrer Zeitgenossen mehr, als Andere, ausgesetzt sind. Unter den schädlichen Folgen der Eigenliebe ist auch diese, daß sie die Anzahl und die Wuth unsrer Feinde in unsern Augen vergrößert; denn sie nimmt dieselbe immer den Vorzügen proportionirt an, wodurch wir den Neid erregt zu haben glauben.

Kant's Rath an Jünglinge.

Junger Mann, versage Dir die Befriedigung (der Lustbarkeit, der Schwelgerei, der Liebe u. dergl.), wenn auch nicht in der stoischen Absicht, ihrer ganz entbehren zu wollen, sondern in der feinen epikurischen, um einen immer noch wachsenden Genuß im Prospekt zu haben. Dieses Kargen mit der Baarschaft Deines Lebensgefühls macht Dich durch den Aufschub des Genusses wirklich reicher, wenn Du auch dem Genusse derselben am Ende Deines Lebens großen Theils entsagt haben solltest. Das Bewußtsein, den Genuß in Deiner Hand zu haben, ist, wie alles Idealische, fruchtbarer und weiter umfassend, als Alles, was den Sinn dadurch befriedigt, daß es hiemit zugleich verzehrt wird, und so von der Masse des Ganzen abgeht. (Anthropol. S. 65.)

Merkwürdigkeiten der Vorzeit.

Etwas zur Geschichte des Kleiderluxus der guten alten Zeit.

Nach den demüthigenden Rügen und Scheltworten, mit welchen so viele einseitige und unwissende Lobredner der guten alten Zeit über unser »in Ueppigkeit, Verschwendung und Kleiderluxus versunkenes« Zeitalter herfallen, zu urtheilen, wäre die alte Zeit ein Muster der Einfachheit, Sparsamkeit und Genügsamkeit gewesen. Leider aber belehrt uns die Geschichte hierüber ganz anders. Wir finden der Strafpredigten der Moralisten und Geschichtsschreiber über den Luxus und die Neuerungssucht in der Kleidung durch alle Zeiten herauf unzählige, zu geschweigen der eben so zahlreichen Kleiderordnungen und Gesetze wider den Luxus, die die Landesherren ergehen zu lassen sich genöthiget sahen. Wir fügen zu dem, was wir schon mehrere Male bei Gelegenheit über diesen Punkt mitgetheilt haben, noch einige Belege hinzu.

Agricola († 1480) sagt in einer seiner Schriften: »Es ist eine leichtfertigkeit und zeichen eines wankelbaren gemüts, sich also yzt mit Kleydung, yzt mit ander newerung zu endern. Unsere alte Deutschen haben huete getragen und zum zeichen der einfalt das stumpfe ende hynden gekert. Yezt bringt man jedes Jahr eine newe Kleydung, an schuhen, an pareten, und andere leichtfertigkeit. Yezt tregt man französische röcke, hispanische kappen, das man noch wohl ein englisch jacken dazu bedörffte. Es zeiget aber solche affische weise, das wir Deutschen leichtfertige leutte sind, des wir doch mehr schande, denn ehre haben.« —

In einer Frankfurter Kleiderordnung vom J. 1350 wird bestimmt: Man solle weder Gold noch Silber, auch keinerlei Gestein, noch feine Perlen auf den Kleidern tragen. Kein Mann oder Weib soll nach Belieben Ringe tragen, sondern die Zahl auf zwei eingeschränkt sein »entweder zwei Ring oder zwei Fingerlein.« — Einer Frauen Gürtel soll nicht mehr werth sein, als ein Mark Silber; ebenso kein »Schappel« einer Jungfrauen. — Die Lappen an den Aermeln der Weiber sollen nicht über eine Elle lang sein. — Die Weiber sollen keine Nesseltücher tragen, auch keine Kruseln oder Hullen, größer dann von sechsvachen.«

Nach einer Klosterordnung aus dem Braunschweig-Lüneburgschen vom Jahre 1619 sollen die Jungfrauen »ausländische neue Modelle meiden, deren sich leider die Weltlichen mehr, als gut gebrauchen.« Ferner ist zu tragen verboten: Mützen mit goldenen Kronstiften, Knüppels um den Hals mit Gold und Perlen, Schuhe mit Rosen ꝛc.

Georg Friedrich Messerschmid schildert in seiner 1615 zu Straßburg gedruckten Predigt über den Text: »Feminae sunt viscum diaboli, eß seynd die Weiber des Teuffels Leimrutten,« die Toilette des schönen Geschlechts seiner Zeit folgendermaßen:

»Nun wolan, weiln wir von den innerlichen Affekten, auch Qualitäten und Eigenschaften der Laster des Gemüths discuriret haben, so last uns doch nicht von der Narrheit abweichen, ehe wir zuvor die Eitelkeiten der Weiber in den äußerlichen Actionen, Thun, Vorhaben und Lassen entdecken und offenbaren. Als wie sie sich so sehr delectiren und belustigen, hübsch zu sein, sich mit mancherlei Farben anzustreichen und schön zu machen. Sie erkühlen das Antlitz mit fersigblühend (Pfirsichblüth) Wasser, bestreicheln und zärteln das Fleisch mit Limonensaft, mit Esels-Milch. Sie erhalten sich mit Rosenwasser, Wein und Alaun. Sie gebrauchen sich der Traganttäfelein, von Quittenkernen, des gebranden Weins, des ungelöschten Kalks, ihnen ein recht vollkommen Bleiweiß-Sälblein zu präpariren. — Siehe, da werden gesehen ausstaffirte Spiegel, Rosen und Spicanardiwasser, Bisam, Zübeth, Rauchwerk, schmäkend Pulver von Aloes, Cipern, Stabwurz, Schmakkügelein, Bisamknöpf, Mußcatnussen. — Da stehen Schächtelein, Büchslein, irdene Geschirlein, Gläserlin, Fläschlein, Schisselein, Schärbelein, Häfelein, Eyerschaalen, Muscheln, gespikt und ausgefüllet von allerhand Pflästerlein und Sälblein. — Da siht man Sträl (Kämme), Spiegel, Ohrenlöffel, Haareysen, Rupffzängelein und Pfriemen. — Da tritt die Magd herbei, die Haarbögen zu rüsten,

ihnen die Rosen und Nestel zu binden, die Haarscheitel zu machen, die Haar recht zu ordnen und zertheilen, sie einzuschnüren, die Achseln zu ziehen und einzuhalten, nun ihnen da vorne, nun dahinden zu helffen, die Pantoffeln und Stelzschuhe beizutragen, die Falten zu erheben, den Schweiff zu erlupffen.«

»Da tritt dann Frau Venus herein mit wohlaufgeputztem Kopffe, mit aufgelegten Büschen, mit auf der Seite aufgebundenen Hornen, mit gelben, braunen, blawen, grünen, schwarzen, weissen Haarflechten, mit guldenen Binden und Floren, mit Masken, mit Larven, mit Federbuschen, mit einem Huth, darauff Stifften, Medaglien oder vergulten Müntzen; mit neugebachen, fantastischen Bossen: mit Armbanden um den Arm, mit diamantnen Ringen an den Fingern, mit Ketten um den Halß und Gehenkten an durchlöcherten Ohren; mit Nägelsblumen (Nelken) wohl offtermalen in der rechten, mit Rosen in der linken Hand. Auf solche Manier nun herausgebutzt, da kompt sie eben recht für, wie eine falsche und angestrichene Jsabella.«

»Weiteres zu größerer Zärtigkeit trägt sie seiden oder von Gold gestikte Handschuh, zu Winterszeit ein Schluffer von Zobel, den Sommer durch einen Windfahnen oder Muckenschleicher. Was wollen wir nun aber von ihrer Halszierde erzählen? wie viel ich deren gesehen, welche Krägen tragen, die vielmehr für Karrenräder zu halten seynd? Und ich weiß nicht, wie sie sich dafür zeichnen (bekreuzen) können. Und obschon die Sach mehrers nicht werth ist, thut es doch noth, Thüren und Pfosten zu erweitern, sonst können sie nicht hinein. Auch sieht man zwar, daß sie monatlichen solcher Krägen formen, verändern und changiren; welche Veränderungen dann offtermalen mehr kosten, als wohl bisweilen ein ganzes newes Kleid. — Und ich weiß eine Persohn, die hat für einen dicken Kragen funfzig Kronen spendirt; ist zwar für einmal genug. Nun fragt sich, ob dieses nicht Würkungen der Narrheit sein, welche solchen Leuthen es dermaßen so süß einredet, daß sie sich dürfen bereden, sie stehen desto besser, je mehr sie mit dergleichen parfumirten Bossen aufgezogen kommen.«

Was sagen unsre schönen Leserinnen dazu? Wäre es ihnen wohl lieb, wenn ein zweiter Georg Friedrich Messerschmid aufstünde?

Eine kleine Probe des römischen Luxus.

Von der unglaublichen Verschwendung, deren sich die Römer in den letzten Zeiten der Republick schuldig machten, kann das Theater, das ein gewisser M. Scaurus als Aedil errichtete, ein merkwürdiges Beispiel liefern. Die Aedilen hatten nämlich als obrigkeitliche Aufseher über die öffentlichen Schauspiele, über die öffentlichen Gebäude u. dgl. die Verpflichtung, für die von dem Volke außerordentlich geliebten Spiele zu sorgen; einen Theil der hiezu erforderlichen Ausgaben bestritten sie aus der Gemeindekasse, einen andern aus eignen Mitteln. (Dionys. Halic. VII. 71. Liv. X. 23. XXVII. 6.)

Die Art, wie man sich als Aedil betrug, hatte großen Einfluß auf die Erlangung der nächsten Würden (Prätur, Consulat), und darum ließen viele Aedilen ein so kräftiges Mittel, sich beim Volk beliebt zu machen, wie prächtig veranstaltete Spiele waren, nicht unbenutzt. (Cic. Offic. II. 58.)

Kluge Männer, wie Cicero, verstanden es, sich in diesem Punkte so zu benehmen, daß das in diesem Stücke sehr reizbare Volk nicht beleidigt wurde; sie hüteten sich sowohl vor übermäßigem Aufwande, als allzugroßer Kargheit. (Cic. I. I. 58. 59.)

Kleine Geister jedoch, deren ganzes Verdienst in ihrem Reichthume bestand, suchten ihre Ehre in dem Prangen mit ihren Reichthümern und in Schaustellung derselben; und nach Livius ward bei solchen Gelegenheiten oft so viel verschwendet, daß die Einkünfte des reichsten Fürsten kaum zugelangt haben würden.

Unter diese scheint denn auch der obengenannte M. Scaurus gehört zu haben. Das Gebäude, das er Behufs der von ihm zu veranstaltenden Spiele errichten ließ, war nach Plinius (H. N. XXXVI. 15.) das größte Werk, das bis dahin noch je von Menschenhänden erbaut worden war. Es war, ungeachtet es bloß Einen Monat lang stehen bleiben sollte, so dauerhaft und fest, als ob es für die Ewigkeit errichtet worden wäre. Die Bühne dieses Theaters hatte 3 Reihen Säulen, deren Anzahl sich auf 360 belief; der Untertheil der Bühne war von Marmor; der mittlere von Glas oder Krystall; der obere bestand aus vergoldeten Brettern. Die Säulen hatten eine Höhe von 38 Fuß. 3000 Statuen von Metall waren zwischen die Säulen gestellt. Der untere Theil des Amphitheaters allein hatte für 80,000 Personen Platz. Die kostbaren Stoffe, die Tapeten und Behänge, die Gemälde, kurz die ganze Verzierung des Schauplatzes belief sich auf eine unerhörte Summe. Denn nachdem Scaurus nach Abbrechung des Theaters einen großen Theil davon zu Ausschmückung seines Palastes in der Stadt verwandt hatte; so wurde doch der Verlust des Ueberrestes, welchen er nach Tusculum auf sein Lustschloß hatte schaffen lassen, und welcher ganz in einer Feuersbrunst verloren ging, auf 5 Millionen Gulden geschätzt! (13.)

Verzeichniß von Taufen und Trauungen in Breslau.

Getauft.

Bei St. Vincens.

Den 30. Juni: d. Lohnkutscher C. Grünich S. — d. Hetinger A. Schwarz T. —

Bei St. Matthias.

Den 30. Juni: d. Haushälter J. Wästrich T. — d. Gefreiten d. Landwehrstammes F. Scholz T. — d. Schuhmachermstr. A. Helling T. — d. Tagarbeiter W. Hübscher S. — d. Schneidermeister G. Dotzler T. —

Bei St. Adalbert.

Den 30. Juni: d. Musiklehrer J. Grötzky Zwill. T. — d. Schuhmachergesellen A. Christen S. — d. Uhrmacher W. Kerber T. — d. Bedienten J. Ertel S. — Den 1. Juli: d. Kutscher J. Grimmig S.

Bei U. L. Frauen.

Den 23. Juni: d. Professor und ersten Bibliothekar Dr. P. J. Elvenich S. —

Beim heil. Kreuz.

Den 30. Juni: d. Mauergesellen A. Vogt S. — d. Altmühlischer A. Opitz T. —